

Zurück zur Lesemündigkeit

Gerade wegen KI: Zwei Experten verraten, warum eigene Lektüre im Beruf und Leben wichtig bleibt

Lesen kann heute scheinbar jeder – und ja, sogar lesen lassen. Aber es gibt einen Unterschied zwischen der Inanspruchnahme von KI-Dienstleistungen und echter, individueller „Lesemündigkeit“. Warum uns letztere im Studium, Beruf und Leben nicht abhandeln können sollte und wie wir diese „höhere Form der Alphabetisierung“ als Menschen auch im Bot-Zeitalter erhalten und pflegen, thematisieren Oliver Lubrich und Thomas Nehrlich von der Universität Bern in ihrem Handbuch „Lesen lernen. Eine literaturwissenschaftliche Einführung“ (Metzler, 29,99 Euro). Fünf Fragen zur Sache.

MARC REICHWEIN

WELT AM SONNTAG: Erstaunlich viele Leser scheitern heute an langen oder auch gar nicht so langen Texten. Unlängst berichtete der Oldenburger Historiker Michael Sommer bei WELT vom Niedergang der studentischen Lesekultur. Können Sie solche Befunde teilen?

OLIVER LUBRICH: Ja, teilweise schon, das Lesen als Kulturtechnik droht uns tatsächlich abhandeln zu kommen, sowohl quantitativ als auch qualitativ. Über ein Lektürepensum, wie es während meiner Studienzeit noch normal war, sechs Romane für ein Seminar oder den ganzen „Ulysses“, würden sich viele Studierende heute beschweren. Und sie lesen mittlerweile auch anders, nämlich überwiegend digital.

THOMAS NEHRlich: Dabei nehmen wir Informationen weniger genau und weniger nachhaltig auf, wenn wir eine PDF-Datei durchscrollen, als wenn wir einen Text auf Papier beziehungsweise im Buch lesen. Einen Text wissenschaftlich, im Studium, bedeutet eigentlich, ihn kritisch zu analysieren, indem wir bestimmte Stellen unterstreichen, in verschiedenen Farben hervor-

setzen. Die Narratologie hilft uns, die Art und Weise zu durchschauen, wie etwas erzählt wird – aus welchen Perspektiven, in welcher Reihenfolge, mit welcher Zuverlässigkeit. Das ist zum Beispiel entscheidend, wenn wir Konflikte verstehen wollen, die jede Seite ganz unterschiedlich erzählt. Der Strukturalismus wiederum ermöglicht es uns, wichtige Details in einem Text zu erkennen und in ihrem Zusammenspiel zu verstehen, etwa Sprachbilder, die unterschiedlich Bedeutung vermitteln.

NEHRlich: Wir stellen in unserer Einführung ein Panorama von Analyseverfahren vor, insgesamt ein gutes Dutzend. Ihre Anwendung hängt vom Gegenstand und vom Untersuchungsinteresse ab. Das Spektrum anerkannter Zugänge zu Literatur ist heute breit. Dazu gehören inzwischen auch fächerübergreifende Ansätze aus der Informatik und den Neurowissenschaften. Unsere Einführung könnte auch heißen: „Zwölf Arten, ein Buch zu lesen.“ Gerade die Vielfalt möglicher Lektüren ist für die Lesemündigkeit entscheidend.

WAMS: Warum gibt es keine Lektion „Ideologisch lesen“? Ideologiekritik wäre doch ein zentraler Bestandteil von Lesemündigkeit. Michael Sommer berichtete, dass Studenten Schwierigkeiten hätten, Texte aus einer ideologischen Ecke überhaupt zu identifizieren.

NEHRlich: Der souveräne Umgang mit Ideologien und das Erkennen von politischen Absichten sind für uns sehr wichtige Anliegen, die im gesamten Buch eine Rolle spielen. Alle wissenschaftlichen Lektürepraktiken helfen dabei. Das gilt auch für unsere aktuellen Debatten um Demokratie, Kolonialismus, Geschlecht und Rassismus, die wir anhand von entsprechender Literatur behandeln.

LUBRICH: Wir erläutern den Begriff der „Ideologiekritik“ konkret im Kapitel „Historisch lesen“. Hier gehen wir unter



heben, Anmerkungen hinzufügen, Auszüge aufschreiben. Das sind ganz praktische Fertigkeiten, die wir erlernen können: das Handwerk des Lesens.

WAMS: Warum muss der akademische Nachwuchs neu lesen lernen?

NEHRlich: An den Schulen werden grundlegende Techniken des Lesens kaum mehr vermittelt. Man spricht im Deutschunterricht oft eher allgemein über Literatur, als wären die Figuren tatsächliche Menschen, deren Verhalten wir moralisch bewerten sollen. In einigen Germanistik-Studiengängen wurden vorbereitende Pflichtkurse eingerichtet, um den Rückstand aus der Schule auszugleichen und die nötigen Fähigkeiten zu vermitteln.

LUBRICH: Wissenschaftliches Lesen zu lernen, bedeutet, die Poetik nach Aristoteles, die Dekonstruktion nach Jacques Derrida oder computerphilologische Methoden nach Franco Moretti kennenzulernen, mit denen wir dieselben Texte ganz unterschiedlich betrachten können. Sich solche Methoden anzueignen, ist Aufgabe und Inhalt des Studiums. Sie helfen uns aber auch im Beruf und im Alltag.

WAMS: Was sind die drei wichtigsten Lesetechniken im Studium und Beruf?

LUBRICH: Die Rhetorik bietet uns ein bewährtes und genaues System zum Verfassen wie zum Verstehen von Texten – sowie der Wirkungsabsichten, denen sie dienen, sei es in der Politik, in der Werbung oder vor Gericht. Ohne ein Verständnis von Rhetorik sind wir vielen Manipulationen fast wehrlos ausge-

anderem auf marxistische und sozialwissenschaftliche Ansätze ein, die hinter Texten die Interessen derer sichtbar machen, die sie hervorgebracht haben – Interessen, die wirtschaftlich, sozial und politisch zu erklären sind.

WAMS: Die Bereitschaft, Texte ohne Bilder zu lesen, ist seit Jahrzehnten rückläufig. Werden pure Texte verschwinden, zugunsten von solchen, die mit Bildern, Audios oder Videos garniert sind?

LUBRICH: Diese Tendenz beobachten wir auch. Texte werden kürzer, und sie werden immer mehr zu Bildergeschichten oder zu Kurzfilmen. Dabei sind wir – auch in den sozialen Medien – von immer mehr Texten umgeben. Es ist bisweilen schwer, nicht in Kulturpessimismus zu verfallen. Aber es setzt auch eine Gegenbewegung ein: zurück zur Lektüre als Erfahrung der Entschleunigung, der Achtsamkeit, der neuen Aufmerksamkeit. Die Schallplatte hat ja auch ein Comeback, Vinyl ist cool. Das könnte auch für das Buch gelten. Meine Studierenden haben mir den Modebegriff des „performative male reader“ beigebracht: Junge Männer zeigen sich mit Büchern, um gut anzukommen.

NEHRlich: Ja, und auch in der Bahn sieht man wieder mehr Leute, die einfach einen Roman lesen. Buchmessen richten ganze Hallen für neue Trends wie „Dark Romance“ und „New Adult“ ein. Für Liebhaber des gedruckten Buchs verbreiten Verlage aufwendig gestaltete Schmuckausgaben.

LUBRICH: Es gibt also durchaus noch Hoffnung.